

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Gegen Fundamentalismus helfen nur Fundamente

Horizonte, Perspektiven, Wissens- und Wertedimensionen – eine Betrachtung

3

Georg Aesch

Die dort gewesen sind, sie sind nicht mehr

Jubiläum des DFDR und Tagung zur Sowjetdeportation

5

Anna German

Wer sie lernt, der lernt sie lieben

Sprachen schließen sich nicht aus – und niemanden

8

Jörg Bernhard Bilke

Wissen um die bösen und die guten Mächte

Dietrich Bonhoeffer, eines der letzten Opfer der Nazis

11

Kurland und -leute

In den Vereinigten Kurländischen Stiftungen leben sie weiter

12

Als die Kirche zu den Menschen fuhr

Kapellenwagen für die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

14

Manfred E. Fritsche

Neue Infrastruktur in der alten Heimat

S-Bahn zwischen Danzig und Gdingen

15

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Heller: Von „Horea“ zu „Hans“ (*Susanne Habel*)

16

Goethe, Gedichte

17

Baltische Seminare (*Wolf Wulffius*)

18

Lutherdekade (*Tilman Asmus Fischer*)

Premysl Pitter (*Rüdiger Goldmann*)

22

LITERATUR UND KUNST

Kunst als Heimatsuche

Der siebenbürgische Maler Michael Barner

21

Markus Bauer

Sein Schwarzweiß spielt alle Farben

Lovis-Corinth-Preisträger Stefan Moses

23

Arkadiusz Luba

Polnischer Einspruch gegen Theodor W. Adorno

Holocaust in der Literatur

25

Es gilt, sich eine Stadt zu erschreiben

Wolftraud de Concini ist Stadtschreiberin in Pilsen

28

Dieter Göllner

Schmelz zum Dahinschmelzen

Margret und Gerhart Schmidt-Stein mit ihrer Leidenschaft im Haus Schlesien

30

KK-NOTIZBUCH

31



Hart stößt sie an den oberen Bildrand, Michael Barners Kirchenburg in Heltau, und der Schatten schleicht sich heran

Bild: aus der Ausstellung, vgl. Seite 21

Gegen Fundamentalismus helfen nur Fundamente

Horizonte, Perspektiven, Wissens- und Wertedimensionen –
eine Betrachtung

Wer heute als Referendar in den Schuldienst eintritt, ist etwa im Jahr des Mauerfalls 1989 geboren. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs, die unmittelbare Nachkriegszeit, der Verlust des deutschen Ostens mit seiner jahrhundertealten Geschichte und Kultur, die deutsche Teilung und die westdeutsche Demokratie mit den Kanzlern Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt, Schmidt und Kohl bis zur Vereinigung mit der DDR – alles feste Erlebnisbestandteile der heute über Siebzigjährigen – sind für die jungen Referendare allenfalls angelesene historische Fakten, falls sie einen gründlichen Geschichtsunterricht genossen oder sich selbst als wache Jungbürger ein Bild von der politischen Geschichte

Nachkriegsdeutschlands gemacht haben.

Helmut Kohl ist für sie vielleicht noch eine Kindheitserinnerung, Gerhard Schröder eine Gestalt ihrer Jugendzeit, und seit ihrer Pubertät regiert Angela Merkel. Die Bundespräsidenten erwähnen wir gar nicht erst. Von ihnen sind aus der Geschichte vielleicht Theodor Heuss, Richard von Weizsäcker und Roman Herzog ein Begriff, aus der Gegenwart der jungen Referendare nur Joachim Gauck.

Eine kürzliche Umfrage unter Abiturienten, ob das erreichte Abiturwissen für den Lebensbeginn als Erwachsener ausreiche, fiel erstaunlich selbstkritisch aus. Man hielt nur bedingt etwas von dem Erlern-



Nachdenklichkeit ist schön. nicht nur vor schöner Landschaft. Aber wie geht's weiter, hinter dem Horizont? Michael Barner, Mann betrachtet eine Landschaft

Bild: aus der Ausstellung, vgl. Seite 21

ten. Einer beschwerte sich, dass er außer dem Nationalsozialismus – sechs Jahre lang – nichts von deutscher Geschichte vernommen habe. Andere kritisierten die endlose Paukerei des Stoffes, den die Lehrer als Wissen anbieten, ohne dass die Möglichkeit gemeinsamen Nachdenkens über Zusammenhänge geboten würde. Sogenannte „Diskussionen“, in denen wissensfreie „Meinungen“ formuliert würden, reichten nicht aus.

Offenbar merken die Schüler besser, woran es ihnen fehlt, als das Bildungssystem und seine Agenten. Sie sind weniger an ausuferndem „Fachwissen“ in einer Unzahl von Fächern mit neuem Namen interessiert als an Zusammenhängen und Orientierung. Wer früher nach zweimaligem Durchgang durch die Geschichte in der Mittel- und Oberstufe einen historischen Rahmen von etwa fünftausend Jahren im Kopf hatte von den Ägyptern und Israeliten über die Griechen und Römer bis in die Zusammenhänge der europäischen und Weltgeschichte der letzten fünfhundert Jahre, der wusste sich auch zeitgeschichtlich einzuordnen und sah seinen Ort im Heute. Damit hatte er auch eine Orientierung.

Die heute von der Schule gesteckten Horizonte sind oft eng, punktuell und ohne Reichweite. Die Perspektive fehlt. Der hier und da gepriesene Vorzug sozialer Kompetenz („Inklusion“) und die vorweggenommene Spezialisierung in einzelnen Fächern nehmen der früher noch gewünschten und gelehrten Allgemeinbildung den Atem. So kann das Universitätsstudium auch nicht auf ihr aufbauen, zudem oft auch noch die gründliche Kenntnis der „Kulturtechniken“ Schreiben und Lesen fehlt. Germanistikstudenten, die erst einmal Deutsch lernen müssen, sind keine Seltenheit.

Allgemeinbildung wird weniger durch die fortschreitende Digitalisierung und die zunehmende elektronische Geschwindigkeit beeinträchtigt als durch die Tatsache, dass Bildung überhaupt zu einem knappen

Gut geworden ist in der viel gepriesenen „Wissensgesellschaft“. Was diese Gesellschaft als „Wissen“ anbietet, sind täglich wechselnde „Informationen“ – schon der Begriff verrät das Ziel: die „Formation“ der Gesellschaft. Information als Indoktrination im Hinblick auf die gesellschaftlich erforderliche „political correctness“.

Das alte Humboldtsche Ideal für die Persönlichkeitsentwicklung, „Einsamkeit und Freiheit“, wird zunehmend ersetzt durch „Gruppendynamik“ und Anpassung. Die Ergebnisse liegen auf der Hand: Frust und Resignation auf der einen, Flucht oder Widerstand bis zur Gewalt auf der anderen Seite. Dass unter solchen Umständen die alte Goethe-Weisheit: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, keine Bedeutung mehr hat, liegt auf der Hand. Das Erbe – blicken wir doch nur auf den Reichtum der ostdeutschen Kultur mit ihren Perlen und Schätzen – liegt unbeachtet und vergessen am Wegesrand der deutschen Gesellschaft und ihrer politischen Repräsentanten, wird als Erbe nicht erkannt, und von Erwerben, „um es zu besitzen“, kann keine Rede sein, nachdem die Lehrstühle gestrichen, die Lehrinhalte in den Schulen getilgt und die Bildung im Bereich dieses Erbes versiegt sind – alles dank der hochgerühmten Kulturhoheit der Länder, die je nach politischer Opportunität nach jedem Regierungswechsel sogar die Methode des Lesenlernens – Buchstaben, Silben, Ganzwort – neu erfindet. Erziehung und Bildung als Experimentierfelder für „Pädagogen“ mit Kindern als „Versuchskaninchen“.

Wer heute Kinder und Enkel hat und selbst an seine Eltern und Großeltern zurückdenken kann, sich also im Mittelfeld innerhalb eines Fünf-Generationen-Zusammenhangs sieht, der hat zum einen den bedrückenden Schuld- und Verantwortungszeitraum der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Blick und auf den Schultern, aber auch die lange Zeit großer

deutscher und europäischer Geschichte davor. Zum anderen sieht er, dass Kinder und Enkel in einem nie geahnten Ausmaß und in einer undurchschaubaren Dimension in eine Zukunft hineinwachsen, deren grandiose Techniken und digitalen Wunderwerke „den Faden verloren“ haben und von einem „Gesetz der abnehmenden Relevanz“ regiert werden, der Gleichgültigkeit und Indifferenz, bis hinauf zum Bundesverfassungsgericht, wo offenbar auch niemand mehr weiß, auf welchen Fundamenten Deutschland und Europa stehen.

Unter diesen Umständen kann es nur als Ausdruck der Hilflosigkeit gewertet werden, wenn allerorten und zu allen Zeiten die

„Werte“ beschworen werden, auf denen wir angeblich stehen oder denen wir verpflichtet sind. Welche Werte denn? Sieht es denn nicht eher danach aus, als seien wir schon seit geraumer Zeit dabei, unter großem Beifall der Medien („Talkshows“) und zahlreicher Agenten der veröffentlichten Meinung diese „Werte“ zu zerreden, in „interkultureller“ Beliebigkeit aufzulösen und zu nivellieren? So gerät in Vergessenheit, dass es gerade Fundamente sind, die jeglichen Fundamentalismus ausschließen, dass eine Gesellschaft gerade in der Differenzierung zu einem Ganzen wächst, das den Herausforderungen gewachsen ist.

Klaus Weigelt (KK)

Die dort gewesen sind, sie sind nicht mehr

Jubiläum des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien und Tagung zur Sowjetdeportation 1945 in Hermannstadt



Hermannstadt ist nicht eine, sondern mindestens zwei Reisen wert. Man kann hier nämlich nicht nur europäische Wirklichkeit erkennen, sondern zu allem, was diese Wirklichkeit ausmacht, gleich auch das Gegenteil, das sie mit ausmacht, und das nicht erst beim zweiten Mal. Als hätte sich der historisch-dialektische Materialismus, mit dem auch hier seinerzeit Schüler und Studenten traktiert wurden – „Werkstätige“ nicht minder, aber praktischer –, diese Stadt zur Stätte seiner Rache dafür gekürt, dass man ihm die Deutungshoheit entzogen hat. Die Zwiespälte kommen auf einen zu, sie gehen einen an in des Wortes zwiefacher Bedeutung.

Fast erscheint das Bild aus den siebziger Jahren „echter“ als die tourismustauglichen Aufnahmen der Kulturhauptstadt von 2007: hochaufregendes, trauriges Hermannstadt

Bilder: Archiv

Die Stadt ist ein herrliches Erlebnis, die abgelegeneren Gassen ein bröckelndes Denkmal sozialistischer Verlotterung, der Große Ring ist so groß, wie ihn die einstmaligen Stadtväter gar nicht gedacht haben können, die Rentner mit ihren zerknitterten Plastiktüten auf dem Markt sind so gebückt, dass man an ihren Kühlschränken und an die Gasrechnung denken muss, das Brukenthal-Museum ist so imponierend, dass der Gubernator der Maria Theresia auch heutigen Tags stolz sein könnte, der deutsche Bürgermeister ist rumänischer Präsident geworden, ein Zeichen rumänischen Stolzes und rumänischer Verzweiflung ebenso.

Und die Ausstellung zu den deutschen Minderheiten in Rumänien im besagten Museum zum 25jährigen Jubiläum des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien ist ein Ereignis, wie es die deutschen Minderheiten nicht mehr sind, nicht mehr sein können, gemindert auf einen Restbestand. Erst recht zum Ereignis macht die Bestandsaufnahme eine Panne vor der Eröffnung. Der deutsche Flieger des deutschen Außenministers liegt in Bukarest am Boden, der deutsche Präsident Rumäniens organisiert einen Hubschrauber und kommt gleich mitgeflogen, ebenso der rumänische Außenminister. Selbtritt kümmern sie sich in zwei Sprachen, Klaus Johannis sogar zweisprachig, um eine feierliche Eröffnung wie zur Illustration dessen, was Paul Jürgen Porr, der Vorsitzende des Forums, bei dieser Gelegenheit sagt: Die Deutschen in Rumänien seien stets ein Katalysator der Verständigung gewesen.

Anders, dramatisch anders war das allerdings in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sie auf der aus Deutschland herüberbrandenden nationalistischen Welle schwammen, um

schließlich, nachdem Rumänien 1944 auf die Seite der Sowjetunion gewechselt hatte, umso dramatischer unterzugehen: Im Winter 1944/45 wurden auf Befehl Stalins etwa 120 000 Menschen aus Südosteuropa zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert. Es handelte sich dabei um Menschen aus den deutschen Minderheitengruppen Jugoslawiens, Rumäniens und Ungarns, die in der Sowjetunion, vor allem in den Sowjetrepubliken Ukraine und Georgien, Wiederaufbauleistungen für vom Deutschen Reich verursachte Schäden erbringen sollten.

Klaus Johannis, der deutsche Bürgermeister von Hermannstadt, ist rumänischer Präsident geworden, ein Zeichen rumänischen Stolzes und rumänischer Verzweiflung ebenso.

Deportiert wurden die Frauen im Alter von 18 bis 30 und die Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren, die dort bis zu fünf Jahren festgehalten wurden. Etwa 30 000 von ihnen starben während der Deportation an Unterernährung, Entkräftung und Seuchen. Nach einer ersten Entlassungswelle 1946 blieben die Lager bis 1950 bestehen. Die Menschen, die danach in ihre inzwischen kommunistischen Heimatländer zurückkehrten, durften dort über das Thema nicht sprechen.

Darüber nun sprachen an den beiden Tagen nach der Feier des Forums in Hermannstadt Zeitzeugen, Wissenschaftler, Politiker, Schriftsteller. Der letzteren einer, Joachim Wittstock, Hermannstadt/Sibiu, las aus seinem Roman „Bestätigt und besiegelt“ den Satz, der als Motto dieser Veranstaltung hätte gelten können: „Er konnte es nicht nur so dahersagen, und doch, warum hätte er es nicht nur so dahersagen sollen?“ Schließlich konnte sich eine jede und ein jeder der vom Forum, der evangelischen Kirchengemeinde Hermannstadt und der Berliner Deutschen Gesellschaft e. V. Geladenen einverstanden erklären mit der Aussage des Minderheitenbeauftragten der Bundesregierung, Hartmut Koschyk, Berlin: Wir verwechseln Ursache und Wirkung nicht. Ebenso gilt



Ein Grabstein redet Fraktur – in aller Stille. Die Tagungsgäste der Deutschen Gesellschaft e. V. Berlin, der evangelischen Kirche und des Forums in Hermannstadt taten es frei heraus

das Wort des Bischofs der evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, Reinhart Guib, Hermannstadt: Die rumäniendeutschen Deportierten haben einen Teil der Gesamtlast des deutschen Volkes getragen.

Dass auch diese Deutschen Schuld auf sich geladen haben, wurde mitnichten vergessen, die Historikergilde, vertreten durch Hannelore Baier, Hermannstadt, Claudiu Sergiu Calin, Temeswar/Timisoara, Cristian Cercel, Bukarest/Bucuresti, Rudolf Gräf, Klausenburg/Cluj, Konrad Gündisch, München, und Renate Weber-Schlenther, Oldenburg, sorgten für nachhaltig nachhaltige Fragen, die nicht nur in die Vergangenheit dieser Bevölkerungsgruppe, sondern auch in ihr Selbstverständnis, ja in das Selbstbewusstsein eines jeden ausgreifen, der sich ihr zwar zugehörig, aber darin nicht immer heimelig aufgehoben fühlt.

Paul Philippi, Hermannstadt, der Theologe und Ehrenvorsitzende des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, mit Fug und Recht als Doyen der Siebenbürger Sachsen titulierte, machte die

Einzigartigkeit des historischen Moments 1940–1945 an zwei Aspekten fest: Es sei die singuläre Zeitspanne gewesen, in der die Rumäniendeutschen ihre Loyalität dem andersnationalen Staat gegenüber aufgekündigt haben, die Deportation wiederum der einzige Akt der Diskriminierung wegen Volkszugehörigkeit, den dieser Staat sich habe zuschulden kommen lassen. Konrad Gündisch wies anhand des Beschlusses des Staatlichen Verteidigungskomitees der Sowjetunion Nr. 7161 vom 10. Dezember 1944 nach, dass Stalin weder Rumänien noch Ungarn eine Wahl gelassen habe. Grotesk dialektisch wiederum, dass Donauschwaben aus dem Tito-Jugoslawien fast von Glück hätten reden müssen, wenn sie deportiert und nicht in einem „heimatlichen“ Lager umgebracht wurden.

Der laut Georg Büchner „grässliche Fatalismus der Geschichte“ war unfassbar in seiner Grausamkeit, gleichwohl muss er heute fassbar gemacht werden, wieder und wieder, in Daten, Fakten, mit Worten und Werken der Wissenschaft und der Literatur. Rudolf Gräf ist bemüht, ihn den Studenten zu vermitteln, Elfriede Dörr, Hermannstadt, leistet historische Aufklärung nicht zuletzt im Rahmen der eigenen jungen Familie, Elke Sabiel ist aus Deutschland nach Temeswar gezogen, um als Ehrenvorsitzende des Vereins der ehemaligen Russlanddeportierten älteren Leuten zu helfen – auch beim Tragen ihrer Erinnerungen. Wie stoisch, ja heroisch manch eine/r das heute noch bewältigt, demonstrierte der Temeswarer Theologe Ignaz Bernhard Fischer, der sie zu sprühender Vitalität umzumünzen vermag.

Ein Panorama literarischer Arbeiten zum Thema entfaltete Michael Markel, Nürnberg, und wurde sekundiert von Joachim Wittstock und Eginald Schlattner, dem predigenden und dichtenden Seelsorger aus Rothberg/Rosia bei Hermannstadt. Der Dokumentarfilmer Günther Czernetzky, München, lässt jene zu Wort kommen, de-

nen jahrzehntelang versagt war zu sagen, was und wie sie gelitten haben. Es sind viele, oft bebende Stimmen, die dieses meist vernachlässigte Kapitel des „deutschen Opfernarrativs“ (Cristian Cercel) erzählen. Hier hörte man ihnen andächtig und nachdenklich zu, eine späte Genugtuung, zu spät.

Auch hier, auch in Sachen Genugtuung und Wiedergutmachung, tut sie sich nämlich wieder auf, die – bleiben wir bei dem Allerweltswort – dialektische Kluft, die einen in jenen Gefilden mal angrinst, mal bedrohlich angähnt, ob auf dem Großen Ring oder dem kleinen Gemüsemarkt: Aufmerksam verfolgte die Tagung der Anwalt, Bundestagsabgeordnete und Präsident des

Bundes der Vertriebenen, Bernd Fabritius, der als Verbandsvorsitzender der Siebenbürger Sachsen mit etlichen rumänischen Regierungen eine Entschädigung von deren Seite ausgehandelt hat, die seit etwa zwei Jahren ausgezahlt wird. Für jedes in der eigenen Arbeitsakte nachgewiesene Deportationsjahr – und sie wurden von den kommunistischen Behörden getreulich verzeichnet! – erhalten die Opfer an die 50 Euro monatlich. Dazu müssen sie halbjährlich eine Lebensbescheinigung vom Einwohnermeldeamt ihres Wohnorts einbringen.

Die allermeisten sind schon vor Jahren gestorben.

Georg Aescht (KK)

Wer sie lernt, der lernt sie lieben

Sprachen schließen sich nicht aus – und niemanden, hat die russischsprachige Studentin Anna German auf Deutsch gelernt

Anna German erhielt den Ersten Preis beim Joseph-von-Eichendorff-Erzählwettbewerb der Deutschen Gesellschaft e. V., der als Motto die Worte des Dichters hat: „Schläft ein Lied in allen Dingen“. Bei der Preisverleihung hielt Hartmut Koschyk MdB, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, die Laudatio für die drei Preisträgerinnen. Stellvertretend veröffentlichen wir die Geschichte von Anna German.

Anna German stammt aus Tscheljabinsk und ist 21 Jahre jung. Sie wurde in Kasli am Ostrand des südlichen Ural in Russland geboren. Sie studiert an der Staatlichen Universität Tscheljabinsk Linguistik und Übersetzungswissenschaft. Ihre Großeltern väterlicherseits sind Wolga- und Kaukasusdeutsche, ihre Mutter hat russische Wurzeln. Aus dieser Spannung nährt sich ihr Verhältnis zur deutschen Sprache und Kultur, das sie in ihrem Wettbewerbsaufsatz umreißt.

Mit dreizehn Jahren bin ich zum ersten Mal nach Deutschland gefahren und habe mich plötzlich in einer parallelen Realität wiedergefunden: Alles war unbegreiflich und für mich lähmend. Die Häuser, Menschen, Gerüche, Geräusche und sogar die Farben waren unbekannt und fremd. Auch die Sprache war neu für mich. Allerdings hat man mir danach erzählt, dass ich die

deutsche Sprache nicht in Deutschland, sondern in Lisakowsk, einer kleinen Stadt im Norden Kasachstans, erstmals gehört habe. Mit sechs Monaten haben mich die Eltern nach Kasachstan zu unseren russlanddeutschen Verwandten mitgenommen, von denen die Mehrheit dann in den neunziger Jahren nach Deutschland umgezogen ist. Obwohl ich mich daran nicht

erinnern kann, habe ich da in Lisakowsk die Sprache meiner Vorfahrer zum ersten Mal gehört. Doch nun in Deutschland, als ich einen ganzen Monat weit weg von meinem Zuhause war, habe ich mich mit der deutschen Sprache angefreundet. Sie ist zu meiner ersten linguistischen Liebe geworden – und „unermeßlich ist rechte Lieb“ („Der Glückliche“).

„Schläft ein Lied in allen Dingen“, schreibt Joseph Freiherr von Eichendorff. Viele poetische Lieder schlafen für mich im Deutschen, sogar in seiner Aussprache und Grammatik.

Wenn man mich fragt, warum ich die deutsche Sprache liebe, antworte ich, dass mir das Puzzeln viel Spaß macht. Die Sache ist die, dass die typische deutsche grammatische Struktur für mich kein Satzrahmen, sondern ein Satzpuzzle ist. Jeden Satz empfinde ich als ein Bild, das ich aus verstreuten Teilen zusammenstellen muss. Zum Beispiel muss man das Himmel-Puzzle mit dem Erde-Puzzle verbinden, um eine Landschaft zu sehen – genauso strebt der erste Satzrahmen nach dem

anderen und lässt mich das zweite Element erwarten. „Ich habe“ – auf der Handfläche liegt der erste Teil des Puzzles – „dich so lange“ – mit den Fingerspitzen ertaste ich das fehlende Element – „nicht gesehen“. Und die Seele füllt sich mit der luftigen Freude an: Es hat geklappt, das Bild ist jetzt beisammen – am Bahnhofsvorplatz schließt ein sommersprossiger Junge ein lächelndes Mädchen in die Arme.

Dieses Puzzle-Gefühl ist für mich einzigartig, wenn ich es schaffe, die Sätze zusammenzusetzen. Es hat geklappt! Ähnliches fühle ich, wenn mein Bus rechtzeitig in der Haltestelle einfährt, die Zahl ohne Rest aufgeht, der Schlüssel zum Schloss passt, die Farbe gleichmäßig auf die Leinwand aufgetragen ist, der USB-Stick beim ersten Anlauf in den Port hineingeht und wenn sich die Stimme auf der höchsten Note öffnet. In solchen Momenten erstrahlt die Welt und ich tauche in reine Harmonie ein.

Nicht weniger erfreuen mich die deutschen Laute. Wenn ich sie ausspreche, fühle ich, dass sich meine Zunge, Stimmbänder und Lippen anders bewegen, und höre, wie sich

„Schläft ein Lied“, bei der Preisverleihung allerdings ist man hellwach: v. l. Judith Metz (Projektleiterin Deutsche Gesellschaft e.V.), Petra Meßbacher (Geschäftsführerin VDA e.V.), Dr. Roswitha Schieb (Schriftstellerin), Cyntia Hobor (Preisträgerin Rumänien, 3. Platz), Anna German (Preisträgerin Russland, 1. Platz), Hartmut Koschyk (MdB, Aussiedlerbeauftragter der Bundesregierung)

Bild: D. G. e. V.



die Stimme ändert. Und jeder Laut bringt besondere Gefühle mit: Das zärtliche „L“ ist weich und fein; das bescheidene „Ch“ haucht geheimnisvoll oder lacht leise und kokett; der dreiste Knacklaut überzeugt und ermutigt; das gedehnte „E“ lässt mich unwillkürlich lächeln; das kaum hörbare „H“ bittet mich, behutsamer zu sein, und das zitternde „R“ erinnert an das Schnurren eines Katers. Die Diphthonge schaukeln mich auf ihren Wellen, und bei langen Lauten genieße ich den Strom der Stimme. Die gespannten Konsonanten helfen mir, mich zu sammeln, und die Umlaute machen die Rede ungewöhnlich und eigenartig. Bei jedem Laut, jedem Wort fliegt der Schwarm verschiedener Gefühle durch meinen Körper. Sie verschwinden nicht, sondern werden immer deutlicher und lebendiger.

Natürlich ist die deutsche Sprache für mich mit meiner Familie verbunden. Leider sprechen viele meiner kleinen Verwandten in Deutschland kaum noch Russisch. Ich erinnere mich an die ärgerliche Hilflosigkeit, die ich erlebte, als mein kleiner Cousin auf meinen Knien saß und etwas ganz begeistert brabbelte, ich ihn aber weder verstand noch antworten konnte. Und als ich mit meiner Cousine und ihren Freunden Tee trank, lachte ich einfach, wenn die anderen lachten, ohne den Witz zu verstehen, und zeigte mit dummem Lächeln auf die Zuckerdose, ohne darum bitten zu können.

Das war vor elf Jahren, und jetzt haben wir Vettern und Cousinen schon drei gemeinsame Sprachen: Ich habe Deutsch gelernt, sie haben ihr Russisch verbessert, und

zusammen lernen wir auch Englisch. Mit dreizehn Jahren sind mir allerdings immer wieder komische Situationen passiert, weil ich mich in Deutschland nicht verständigen konnte.

Einmal habe ich den Satz „Bitte fünf Normale“ auswendig gelernt und bin zu einer Bäckerei gegangen, um Brötchen zum Frühstück zu kaufen. Als ich meinen Satz fleißig artikuliert hatte, gab mir die Verkäuferin fünf Brötchen und fing an, über etwas zu reden. Ich stand allein an der Tür, nickte und drückte die Brötchen an die Brust. Zu Hause habe ich erfahren, dass es sich um eine Aktion handelte. Und am nächsten Tag, als ich wieder Brötchen kaufen wollte, hatte ich meinen einzigen deutschen Satz plötzlich vergessen und guckte verzweifelt auf die Schlange, die hinter mir wartete.

Nach dieser ersten Reise habe ich zu Hause in Russland mit aller Begeisterung zu lernen begonnen. Ich fühlte „ein tiefes Entzücken“ und wusste, „was ich will“ („Abend“). Ich wollte die deutsche Sprache lernen, um mich beim nächsten Mal locker und sicher zu fühlen, auch, um die deutsche Kultur kennen zu lernen und mich mit meinen kleinen Verwandten zu unterhalten, was ich mit dreizehn Jahren nicht geschafft hatte. Jetzt spreche und lese ich viel auf Deutsch, vor allem sind mir deutsche Gedichte lieb. Aber besonders freut es mich, dass ich manchmal auf Deutsch träume. Wenn ich am Morgen mit deutschen Wörtern aufstehe, fühle ich, dass meine Welt immer größer wird und ich immer glücklicher.

Anna German (KK)

Wissen um die bösen und die guten Mächte

Dietrich Bonhoeffer, eines der letzten Opfer der Nazis,
das sich der Rolle verweigerte



Denkmal für Dietrich Bonhoeffer in Breslau

Bild: Mathias Marx, Deutsches Kulturforum
östliches Europa

Im Jahr 1954, als ich 17 Jahre alt und Mitglied der Evangelischen Jugend in meiner Heimatstadt Rodach bei Coburg war, schenkte mir Pfarrer Heinz Prengel, der aus Breslau stammte, das Buch „Widerstand und Ergebung“ seines schlesischen Landsmanns Dietrich Bonhoeffer. Dieses schmale Buch mit dem Untertitel „Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft“ habe ich damals verschlungen, und das dort abgedruckte Gedicht „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ beeindruckte mich ganz besonders.

Die Eltern überlebten die Exekution ihres Sohnes, von der sie freilich erst Wochen nach dem Kriegsende erfuhren. Das Ehepaar hatte acht Kinder, darunter das Zwillingsspaar Dietrich und Sabine, geboren am 4. Februar 1906. Sechs Jahre später erhielt der Vater einen Ruf an die Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, und die Familie zog aus der schlesischen Provinz in die Reichshauptstadt. Der hochbegabte Dietrich Bonhoeffer wuchs nunmehr in Berlin auf und bestand mit 17 Jahren das Abitur am Grunewald-Gymnasium. Er studierte zunächst in Tübingen, dann in Rom und zuletzt in Berlin bei dem berühmten Theologen Adolf von Harnack, dessen Sohn Ernst und dessen Neffen Arvid und Falk später Widerstand gegen die Nationalsozialisten leisteten und dafür mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Schon im Alter von 21 Jahren wurde Dietrich Bonhoeffer mit „summa cum laude“ promoviert, die Dissertation trug den Titel „Sanctorum Communio. Eine Untersuchung zur Soziologie der Kirche“. Das Erste Theologische Examen folgte 1928. Danach wurde er als Vikar zur Evangelischen Kirchengemeinde nach Barcelona geschickt. Ein Jahr später schon wurde er Assistent an der Theologischen Fakultät der Berliner Universität, wo er 1930 das Zweite Theologische Examen ablegte und sich mit der Arbeit „Akt und Sein“ in Systematischer Theologie habilitieren konnte. Nach einem Jahr Pastoralarbeit im New Yorker Stadtteil Harlem wurde er in Berlin Assistent bei dem Neutestamentler Wilhelm Lütgert. In Berlin-Tiergarten wurde er 1931 zum Pfarrer ordiniert. In dieser Zeit begann er auch, sich mit dem Nationalsozialismus auseinanderzusetzen.

Die Freundschaft mit dem Schweizer Theologen Karl Barth, dem Begründer der „dialektischen Theologie“, bot ihm dabei unersetzliche Hilfe und seelischen Beistand. Der aus Basel stammende Gelehrte war einer der Mitbegründer der Bekennenden Kirche, verlor deshalb 1935 seinen Bonner Lehrstuhl und wurde ausgewiesen.

Das Jahr 1933 brachte für Dietrich Bonhoeffer eine tiefe Einschränkung seiner seelsorgerischen und theologischen Möglichkeiten. Sein Radiovortrag „Wandlungen des Führerbegriffs“ (1. Februar 1933) wurde wegen der Kritik am „Führer“ abgebrochen. In seinem Aufsatz „Die Kirche vor der Judenfrage“ (1933) kritisierte er den staatlich verordneten Antisemitismus, bevor er 1933/35 für anderthalb Jahre nach London ging. 1935/37 betreute er die Ausbildung von künftigen Pfarrern der Bekennenden Kirche im Predigerseminar Finkenwalde bei Stettin. Das Predigerseminar wurde 1937 von den Nationalsozialisten geschlossen.

Über seinen Schwager Hans von Dohnanyi, der am Reichsgericht in Leipzig arbeitete,

fand Dietrich Bonhoeffer erste Kontakte zu Widerstandskreisen und lernte Wilhelm Canaris und Ludwig Beck kennen. Mit Helmuth von Moltke, dem Gründer des Kreisauer Kreises in Schlesien, bereiste er 1940 Norwegen, Schweden und die Schweiz. Zur Jahreswende 1942/43 schrieb er den Rechenschaftsbericht „Nach zehn Jahren“, worin er seine Position im Widerstand überprüfte. Am 13. Januar 1943 verlobte er sich mit Maria von Wedemeyer, der Tochter eines ostpreußischen Gutsbesitzers. Am 5. April wurde er verhaftet.

Am selben Tag verfügte Adolf Hitler die Hinrichtung der noch lebenden Widerstandskämpfer vom 20. Juli 1944, darunter auch die Dietrich Bonhoeffers. Im Morgengrauen des 9. April wurde er im Konzentrationslager Flossenbürg/Oberpfalz gehängt. Zwei Wochen später, am 23. April, wurde Flossenbürg von amerikanischen Truppen eingenommen. Das Todesurteil wurde ein halbes Jahrhundert später vom Landgericht Berlin aufgehoben.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Kurland und -leute

In den Vereinigten Kurländischen Stiftungen leben sie weiter

Im Juni 2014 konnten die Vereinigten Kurländischen Stiftungen bei einem Festakt in Dresden auf ihre 100jährige Geschichte zurückblicken. Die Gründung von Ada Baronin Manteuffel aus dem Jahr 1914 mit dem Auftrag, ein Witwenstift aufzubauen, hat aufgrund der veränderten sozialen und politischen Umstände auch die Schwerpunkte der heutigen Stiftungsarbeit verlagert. Neben der Unterstützung bedürftiger Kurländer in aller Welt und der Vergabe von Studienstipendien liegen sie jetzt in der Rettung deutschen Kulturguts vor dem Verfall.

21 erfolgreiche Projekte konnten die Stiftungen in den letzten zehn Jahren in Kurland, dem westlichen Teil Lettlands, zum Abschluss bringen. 2014 galt es, die kleine Landkirche in Hasau/Užava zu sanieren. Für den Direktor des Schlossmuseums Ruhenthal/Rundale, Dr. Imants Lancmanis, nimmt der 1783 im Auftrag von Herzog Peter vollendete Bau „einen besonderen, aparten Platz in der Architekturgeschichte Lettlands“ ein. Eine große Seltenheit ist die herzogliche Loge gegenüber der Kanzel. Von höchster Priorität war die Erneuerung des Dachs, die gerade noch vor

*Das baltische Licht
und die langen
Schatten des Spät-
herbstes lassen die
Kirche von Hasau/
Užava leuchten,
und man sieht,
auch ein Gottes-
haus ist zunächst
einmal ein Haus*

Bild: Vereinigte
Kurländische Stiftungen



dem Wintereinbruch fertiggestellt wurde. Die benötigten Mittel stellte zum größten Teil die deutsche Bundesregierung zur Verfügung. Die Stiftung übernahm die Restfinanzierung und die Projektorganisation, das Projektmanagement lag in den Händen der Pastorats GmbH, der Immobilienabteilung der Evangelisch-lutherischen Kirche Lettlands.

Für 2015 bereitet die Stiftung die Dachsanierung der Kirche in Landsen/Landze vor. Durch die Deckung mit Dachpfannen soll die bestehende Schicht aus Schindeln vor Wittereinflüssen geschützt werden. Besonders wertvoll sind der Altar und die Kanzel der Kirche, ein Werk Nikolaus Söffrens d. J., des bedeutendsten kurländischen Bildhauers. Auch hierfür hat die Bundesregierung dankenswerterweise den größten Teil der Finanzierung aus dem Programm „Sicherung und Erhaltung von Bau- und Kulturdenkmälern im östlichen Europa“ zugesagt.

In der Gruft des herzoglichen Schlosses in Mitau/Jelgava ruhen die Gebeine der kurländischen Herzöge in Sarkophagen, die sich durch Kriegseinflüsse z. T. in einem beklagenswerten Zustand befinden. Für die Restaurierung haben die Kurländischen Stiftungen seit Jahren in ihrem Freundeskreis um Spenden geworben. Auf diese Weise wurden bisher sechs Sarkophage wiederhergestellt. Im vergangenen Jahr konnte der Sarkophag der Herzogin Sophie (1582–1610), der Gemahlin von Herzog Wilhelm, den erfahrenen Restaurateuren des Schlossmuseums Ruhenthal/Rundale zur Bearbeitung übergeben werden. 2015 wird der Sarkophag in einer feierlichen Zeremonie wieder in die Fürstengruft überführt.

Neben diesen in der lettischen Öffentlichkeit sehr beachteten Projekten unterstützen die Stiftungen weiterhin bedürftige Kurländerinnen und Kurländer in aller Welt und haben zur Erfüllung des Stiftungszwecks im Jahr 2014 über 90 000 Euro aufbringen können.

(KK)

Als die Kirche zu den Menschen fuhr

Kapellenwagen für die Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

Am 26. Februar übergab die Vorsitzende der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen, Erika Steinbach MdB, in Anwesenheit von BdV-Präsident Bernd Fabritius MdB, der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung einen historischen Kapellenwagen als erstes Großexponat für ihre Dauerausstellung.

Seit 1950 versorgte die Ostpriesterhilfe damit die deutschen Heimatvertriebenen mit Hilfsgütern der belgischen und niederländischen Bevölkerung. Die „fahrende Kirche“ diente auch dazu, für die in der Diaspora lebenden katholischen Vertriebenen Seelsorge zu leisten. Initiator war der belgische Pater Werenfried van Straaten.

Die Ausstellungskuratorin Andrea Moll hob den ideellen Wert hervor: „Diese Initiative von Pater Werenfried kann als eine bemerkenswert frühe und bisher weitgehend unbekannt gebliebene Versöhnungsgeste gegenüber den deutschen Nachbarn in der unmittelbaren Nachkriegszeit verstanden werden. Das Exponat ist ein großer Gewinn für die Dauerausstellung, da man damit auch die nicht immer einfache Integration

der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg erzählen kann.“

Bei dem Kapellenwagen handelt es sich um einen 14 Meter langen, zwei Meter breiten, drei Meter hohen und fünf Tonnen schweren umgebauten Eisenbahnwaggon, der durch einen Sattelschlepper bewegt wird. Bis zu seiner Präsentation wird der Wagen restauriert und in einem Flugzeughangar in Werneuchen bei Berlin aufbewahrt.

Seit 1950 initiierte die katholische Ostpriesterhilfe die regelmäßige Aussendung von Kapellenwagen mit dem Ziel, Hilfsgüter für notleidende deutsche Flüchtlinge und Vertriebene zu sammeln und zu verteilen. Insgesamt 35 dieser Fahrzeuge wurden mehrmals im Jahr für einige Monate vom Sitz Königstein im Taunus ausgesandt. Werenfried von Straaten, ein belgischer Prämonstratenserpater, führte seit 1947 mit großem Erfolg Spendenaktionen für deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in der belgischen und niederländischen Bevölkerung durch. Die Kapellenwagenmission und weitere Kampagnen wie die „Fahrzeuge Gottes“ oder die Mission der



Damals war es ein Schwerlasttransport, mit dem die leichte Last des Glaubens und der Hilfe zu den Vertriebenen kam; das „Großexponat“ bereitet auch heute Freude: Erika Steinbach, Andrea Moll und Bernd Fabritius stehen davor und dafür ein

Bild: Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen

Rucksackpriester verfolgten das Ziel, die vielen Katholiken in den westlichen Besatzungszonen zu erreichen, die nach ihrer Vertreibung und durch die Auflösung ihrer konfessionellen Milieus den sozialen Rückhalt verloren hatten und nun mehrheitlich in der Diaspora lebten. Gottesdienste und Beichten wurden von Mitgliedern des Prämonstratenserordens sowie von heimatvertriebenen Priestern durchgeführt. Der Fuhrpark der Ostpriesterhilfe erweiterte

sich mit der Zeit um kleinere Fahrzeuge. Die Kapellenwagenmissionen wurden in den späten 1950er Jahren durch Kirchenbauprojekte ergänzt und später ersetzt. Die letzte Fahrt fand um 1970 statt. Die caritative und pastorale Hilfe für deutsche Vertriebene ist die erste Initiative einer heute weltweit agierenden katholischen Hilfsorganisation, der päpstlichen Stiftung Kirche in Not.

(KK)

Neue Infrastruktur in der alten Heimat

S-Bahn zwischen Danzig und Gdingen



Menschenleer, doch nicht mehr lange: die neue Bahnstrecke

Bild: der Autor

Für die Fußball-Europameisterschaft 2012, die auch in Danzig (Gdansk) stattfand, sollten die Flughäfen Danzig und Gdingen (Gdynia) an das S-Bahnnetz der Dreistadt angebunden werden. Bis zur Europameisterschaft konnten jedoch nur die Planungen verwirklicht werden.

Die neue, derzeit im Bau befindliche zweigleisige Strecke mit acht Zwischenhalten

zweigt vom Flughafen Gdingen kommend südlich des Hauptbahnhofs Gdingen von der Hauptstrecke zwischen Gdingen und Danzig ab und nutzt eine Zeitlang die schon vorhandene und nun im Ausbau befindliche Strecke zwischen Berent (Koscierzyna) und Gdingen. In Espenkrug (Osowa) zweigt die Neubaustrecke zum Lech-Watesa-Flughafen Danzig (Port Lotniczy) ab. Von dort aus überquert die S-Bahn-Strecke die Schnellstraße S6, passiert den Haltepunkt Mattern (Matarnia), wo ein Park-and-ride-Platz eingerichtet wird, durchquert Brentau (Bretowo) und kommt beim Bahnhof Langfuhr (Wrzeszcz) wieder zurück an die Hauptstrecke nach Danzig.

PKM plant ein 15-Minuten-Intervall auf der Gesamtstrecke. Die Fahrzeit zwischen Langfuhr und dem Flughafen wird 18 Minuten betragen. Die Strecke wird voraussichtlich im April 2015 eröffnet werden und ist für rund 12,5 Millionen Passagiere pro Jahr ausgelegt.

Manfred E. Fritsche (KK)

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Wir wollen wissen, was der wissen will

Wilfried Heller: Von „Horea“ zu „Hans“. Schiller-Verlag Hermannstadt/Bonn 2014. 128 Seiten, 24 Seiten farbige Fotos, 14,80 Euro. Bestellbar per Telefon 02 28 / 90 91 95 57 oder in Internet unter www.schiller.ro (zuzüglich 3 Euro Versandkosten)

Im Jahr 1972 hatte Wilfried Heller mit rumänischen Kollegen auf sechs Exkursionen das nahe und fernere Umland der Landeshauptstadt Bukarest und von Pitesti, der Hauptstadt des Kreises Arges, der sich vom Hauptkamm der Südkarpaten bis in die Rumänische Tiefebene erstreckt, bereist. Während dieser Monate nahm Heller auch Kontakt auf zum Soziologischen Labor der Universität Bukarest, da dort umfangreiche Studien zur Entwicklung des ländlichen Raumes betrieben wurden, und zwar unter dem Stichwort „Urbanisierung“: „Das lief zu der Zeit im Zusammenhang mit der ‚Kollektivierung‘ in der Landwirtschaft und war damit ein heißes Eisen“, so Heller. Schon damals wurde eine umfangreiche Akte unter dem Namen „Horea“ über ihn angelegt. Ein rumänischer Kollege, ein informeller Mitarbeiter (IM) der rumänischen Securitate („Departamentul Securitatii Statului“/Abteilung für Staatssicherheit), hatte ihn als westdeutschen Spion denunziert.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und des Ceausescu-Regimes in Rumänien erfuhr Heller von einer systematischen Verfolgung durch die Securitate. Er stellte 2010 beim C.N.S.A.S., dem Nationalen Rat für das Studium der Securitate-Archive in Bukarest, den Antrag auf Aushändigung einer Kopie der Akte, die die Securitate über ihn angelegt hatte. 2011 erhielt er die Kopie zusammen mit der Mitteilung, dass über ihn noch eine zweite Akte existiere. Diese konnte er 2012 in Empfang nehmen.

Die erste Akte mit einem Umfang von 200 Seiten bezieht sich auf den Zeitraum von März 1972 bis Januar 1975, die zweite mit 30 Seiten betrifft die

Monate von April bis August 1989. In der ersten Akte gab die Securitate Heller den Decknamen „Horea“, in der zweiten nannte sie ihn „Hans“. Hier wurden besonders die Versuche dokumentiert, durch die Heller dazu gebracht werden sollte, in seinen Publikationen über Rumänien in Deutschland ein positives Bild des Landes zu zeichnen.

„Ein wenig entschied ich mich aus Neugier für die Einsichtnahme in meine Akten“, so Heller im Münchner Haus des Deutschen Ostens. „Entscheidend war jedoch mein Wunsch, erstens die Methodik der Securitate und der Bespitzelung im Allgemeinen kennenzulernen, zweitens – im Besonderen – zu sehen, wie diejenigen, die Berichte schrieben, diese Aufgabe erfüllten und ob diese Berichte nach verschiedenen Typen und ihren Rollen gegliedert werden können.“ Vor allem um den zweiten Hauptgrund ging es ihm bei der Auswertung „seiner“ Akten für die nun vorliegende Studie.

Er las im Münchner HDO Passagen aus „Von ‚Horea‘ zu ‚Hans‘“ und erläuterte Hintergründe und Zusammenhänge. Schon im Herbst 1972 habe ihn die Securitate für einen Spion gehalten und „operative Maßnahmen“ und eine „informativ Verfolgung“ beschlossen. Natürlich habe auch von Anfang an ständige Beschattung („Die grauen Limousinen waren immer da“) und Durchsuchung der Unterkünfte dazugehört.

Heller stellte spannend das Agieren der Securitate-Mitarbeiter vor. Diese versuchten raffiniert, sein Vertrauen zu erschleichen. So entwickelten die Spitzel teilweise falsch „legendierte“ Identitäten. Auch rumänische Wissenschaftler wurden dabei ausgeforscht und teilweise frech belogen, wie Heller zeigte. Die informellen Mitarbeiter der Securitate nennt Heller nicht mit ihren echten Namen, die er durchaus ermitteln konnte, sondern mit den in der Akte verwendeten Decknamen.

In den Jahren nach der „informativen Verfolgung“ durch die Securitate, die sich vom Sep-

tember 1972 bis zum Januar 1975 erstreckte, hielt sich Heller zur sozialistischen Zeit immer nur kurz in Rumänien auf, nämlich zunächst im Sommer 1978 und im Sommer 1982, jedes Mal im Rahmen einer etwa dreiwöchigen Exkursion mit Studierenden der Universität Göttingen. In dieser Zeit verschlechterten sich die Lebensbedingungen der Bevölkerung zusehends. Vor allem im ländlichen Raum konnten Hellers studentische Exkursionsgruppen dies feststellen. Ihre Gespräche mit der deutschsprachigen Bevölkerung, also den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, hätten vor allem deren mögliche Aussiedlung in die Bundesrepublik Deutschland betroffen. „In dieser Zeit war in Rumänien wahrgenommen worden, dass die für Familienzusammenführung zuständigen Ministerien in Bonn diese mit Nachdruck förderten. Rumänien ließ sich die Aussiedlung der deutschen Minderheit von der Bundesrepublik Deutschland und teilweise auch von den Aussiedelnden selbst finanziell umfangreich entgelten“, sagt Heller.

Trotz der Entwicklungen in Rumänien, die sich immer mehr verdüsterten, beschloss Heller 1989 wieder, nach Rumänien zu fahren. Diesmal sollte er dann als „Quasi-Propagandist“ für das untergehende rumänische Regime angeworben werden, wie sich jetzt herausstellte: Bei einem Besuch Hellers im Außenministerium in Bukarest nahmen einige Männer an den Gesprächen teil, die als Mitglieder der Hauptdirektionen für die ökonomische, soziale und regionale Entwicklung Rumäniens vorgestellt wurden. Diese erläuterten kurz das Programm für die Entwicklung des Landes, das in Übereinstimmung mit den Direktiven des 14. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sozialistischen Republik Rumäniens beschlossen worden sei, und überreichten Heller zum Abschied diesbezügliche Broschüren und Zeitschriften.

Später zeigte sich, dass Heller beispielsweise eine positiv gefärbte Landeskunde Rumäniens verfassen sollte. „Da die Securitate gemerkt hatte, dass ich keine Spionage betrieb, sondern dem Land und seiner Bevölkerung gegenüber positiv eingestellt war, versuchte sie, mich für ihre Interessen zu nutzen. Dieses Vorhaben wurde wegen des Zusammenbruchs des Ceausescu-Regimes Ende 1989 nicht ausgeführt“, schloss Heller.

Vorgestellt wurde der Referent im HDO von Konrad Gündisch, dem kommissarischen

Direktor des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen in Südosteuropa an der Ludwigs-Maximilians-Universität München: Wilfried Heller wurde 1942 in Littmitz in Böhmen geboren und ist emeritierter Professor für Humangeographie. Er studierte Geographie, Germanistik und Geschichte an den Universitäten Heidelberg und Erlangen, war von 1982 bis 1994 Professor am Geographischen Institut der Universität Göttingen und bis 2007 Inhaber des Lehrstuhls für Sozial- und Kulturgeographie mit dem Schwerpunkt Migrationsforschung an der Universität Potsdam. 2013 erhielt er den Sudetendeutschen Kulturpreis für Wissenschaft.

Susanne Habel (KK)

In Görlitz blühen Lenz und Bücher

Johann Wolfgang Goethe: Ein rosenfarbnes Frühlingswetter. Lieder, Balladen, Sprechgedichte. Hausbuch für den Leser von heute. Hg. von Johann Joseph Claßen. Bergstadtverlag, Görlitz 2015, 92 Seiten, 9,90 Euro

Vor einigen Jahren erschien anlässlich des 150. Todestages Joseph von Eichendorffs ein „Hausbüchlein“ mit einem „Best-of-Mix“ aus dem Lyrikanon des schlesischen Romantikdichters. Herausgegeben hatte es Johann Joseph Claßen, selbst in Arnshagen ansässiger Dichter und auch bekannt als Vorsitzender der literarischen Christine-Koch-Gesellschaft im Sauerland. Seine Bücher veröffentlicht Claßen im Bergstadtverlag in der Europastadt Görlitz/Zgorzelec, die heute Deutschland und Polen/Schlesien in besonderer Weise verbindet. Eine Partnerschaft zwischen Schriftstellern aus dem Sauerland und Masuren in Nordpolen brachte dem Autor aus Arnshagen den Kontakt zu seinem heutigen Görlitzer Verlag. Dieser vertreibt sein Verlagsprogramm in Polen wie in Deutschland.

Als jüngste Veröffentlichung in diesem Programm erschien jetzt wiederum ein poetischer „Best-of-Mix“. Doch diesmal keine Lyrik Eichendorffs, sondern ausgewählte Poesie von Johann Wolfgang Goethe. Und wiederum gab Claßen sie heraus: in einem „Hausbuch für den Leser von heute“, so der Untertitel.

Der eigentliche Buchtitel, „Ein rosenfarbnes Frühlingswetter“, ist jene bekannte Metapher, die Goethe selbst in seinem frühen Liebesgedicht „Willkommen und Abschied“ schuf. Die ursprüngliche Fassung hatte er, als berühmtestes seiner Seesenheimer Lieder, für Friederike Brion gedichtet. Von Sommer 1770 an war Goethe als Student von Straßburg aus fast ein Jahr lang, wann immer möglich, nach dem 40 Kilometer entfernten Dorf Seesenheim, zum Pfarrhof und der Pfarrerstochter geritten. Über den ersten Eindruck Friederikes schreibt Goethe in einem Brief: „Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe ihr Hals zu zart. Aus heitren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher ... und so zogen wir durch die Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstand habend, als die Erde.“ Jedenfalls, solange das rosenfarbne Frühlingswetter anhält! Im Sommer 1771 trübte es sich ein. Goethe verließ nach seinem Examen Straßburg, Seesenheim und Friederike Brion.

Im Vorwort erläutert der Herausgeber die Zusammenstellung und spannt dabei einen Bogen zu frühen Schaffensstationen sowie typischen Wesenszügen der Versdichtung Goethes. Ihre Aktualität sieht Claßen auch unter poetischen Aspekten: „Nicht etwa nur Liebe zu Gedichten oder das Wissen über ihren Kontext läßt sie erfassen, sondern auch die Adaption ihrer poetischen Authentizität“, schließt er mit einem Statement seine Einführung in den Band ab.

Die bleibende Gültigkeit der Poesie Goethes kontrastieren 18 Fotos, die meisten von Hans-Martin Esser und Anna Jänicke aus Arnberg. Es sind Schnappschüsse unserer Zeit, die mit zugeordneten Verszitate die Gedichtauswahl begleiten.

(KK)

Baltische Seminare

Die Carl-Schirren-Gesellschaft debattiert

Die politischen Ereignisse des Jahres 1989/1991 haben den vormals hinter dem Eisernen Vorhang gefangenen Völkern die einzigartige Möglichkeit gegeben, die ideologische, politische Macht des Kommunismus zu überwinden und

sich wieder ihrer eigenen Geschichte und Kultur zu widmen. Dieser einmalige, durch friedliche Demonstrationen erzwungene, freiheitliche Zustand führte bei den wieder zur Selbständigkeit gelangten baltischen Staaten – Estland und Lettland – schnell dazu, dass sie sich wieder Mitteleuropa zuwandten. Viele Deutschbalten, die schon vor der Wende versucht hatten, Verbindung nach Estland und Lettland aufzubauen, ergriffen die Gelegenheit.

Bereits 1989 wurden bekannte Historiker zur Carl-Schirren-Gesellschaft nach Lüneburg zum Gedankenaustausch eingeladen. Diese erste Tagung stand unter dem Motto „Kulturelle Zusammenarbeit mit den baltischen Staaten Estland und Lettland“. Es war eine Tour d’Horizon durch die baltische Geschichte. Die gegenseitige Bekanntheit, die Vermittlung von Informationen und das Bewusstsein, tiefgreifende gemeinsame geschichtliche und kulturhistorische Erfahrungen zu haben, ließen das Bedürfnis aufkommen, den Tagungen einen festen Rahmen zu geben: Die Baltischen Seminare der Carl-Schirren-Gesellschaft waren aus der Taufe gehoben.

Die schon bei der ersten Tagung getroffene Entscheidung, in den jährlichen Seminaren die Geschichte des baltischen Raumes von jeweils vier Wissenschaftlern aus Estland, Lettland und Deutschland behandeln zu lassen, führte zu einer regen Teilnahme der Wissenschaftler aus dem Baltikum. Dabei wurde von Anfang an ein weiterer Bogen über die 800jährige gemeinsame Geschichte gespannt, um die Vielfalt der Gemeinsamkeiten, aber auch die Gegensätze aufzuzeigen.

Mit der Behandlung des Themas „Bibelübersetzungen ins Estnische und Lettische“ wurde auf die künftige Entwicklung der beiden Staaten hingewiesen. Die Themen Klassizismus, Gotik sowie Sakrale Kunst und städtisches Leben zur Zeit der Hanse verdeutlichten den prägenden Einfluss Mitteleuropas auf Alt-Livland. Fragen der Kunst- und Literaturgeschichte der verschiedenen Volksgruppen gehörten zu Themen mit stark geprägten historischen Betrachtungen. Das lange 19. Jahrhundert mit seinen vielfältigen kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen, die zu sozialen sowie nationalen Eigenständigkeiten nach Aufhebung der Leibeigenschaft führten, wurde in umfassenden Fragestellungen aufgearbeitet. Das nationale Er-

wachen, das Schulwesen sowie das Leben auf dem Lande und in der Stadt, die Selbständigkeit der baltischen Völker, die Zwischenkriegszeit und Besatzungszeit sowie die Sowjetzeit waren Themen von ausschlaggebender Bedeutung bei der Betrachtung der Gemeinsamkeiten von Esten, Letten und Deutschen, dabei wurden unterschiedliche Wahrnehmungen herausgestellt.

Für die bisherigen sechszwanzig wissenschaftlichen Seminare konnten nicht nur Wissenschaftler aus dem Baltikum als Referenten, sondern im Laufe der grenzüberschreitenden Entwicklung auch Vertreter aus Kanada, Schweden, Finnland, Russland, Litauen und Polen gewonnen werden. Die Referenten – bisher über 250 – aus den genannten Ländern haben durch ihre Fachkompetenz dazu beigetragen, dass diese Symposien breiten Zuspruch finden. Ein wesentliches Seminar war dem Namenspatron der CSG gewidmet – Carl Schirren als Historiker und Publizist. Auf großes Interesse stoßen auch die nach jeder Veranstaltung in der neu eingerichteten Schriftenreihe „Baltische Seminare“ veröffentlichten Tagungsbände.

Durch die politische und gesellschaftliche Entwicklung in den vergangenen zwei Dekaden wurde die Bedeutung der gemeinsamen Geschichte der Völker im Ostseeraum allen Beteiligten bewusst. Das Gemeinsame zeigt, ohne dass das Unterschiedliche ausgeklammert würde, dass das Baltikum seine Prägung in den vergangenen Jahrhunderten von Mitteleuropa erhielt und nach 1990 wieder daran Anschluss gefunden hat. Die fruchtbaren grenzüberschreitenden Kooperationen im kulturellen, musealen und wissenschaftlichen Bereich haben zu einem weitverzweigten Netzwerk geführt. Die Baltischen Seminare sind somit zu einem bedeutenden Baustein der Völkerverständigung im Ostseeraum geworden.

Für die Teilnehmer an diesen wissenschaftlichen Veranstaltungen sind die anregenden Diskussionen der Referenten untereinander, aber auch die Möglichkeit, sich aktiv an den Aussprachen zu beteiligen, ein besonderes Erlebnis. Die Baltischen Seminare gehören zum Bestand der kulturellen Arbeit der Carl-Schirren-Gesellschaft – des Deutschbaltischen Kulturwerkes – und werden in den nächsten Jahren konsequent fortgesetzt.

Wolf Wulffius (KK)

Lutherdekade

Überlegungen zur ostdeutschen Reformation

2017 ist es so weit: Die Evangelische Kirche in Deutschland feiert 500 Jahre Reformation. Eigentlich tut sie das schon seit längerem mit der sogenannten Lutherdekade. Warum aber feiern die deutschen Protestanten 2017? Warum nicht schon 2015 – und dann gleich 600 Jahre: in Erinnerung an die Hinrichtung des böhmischen Reformtheologen Jan Hus? Warum die Wahl auf Luther gefallen ist, ist klar – sein Thesenanschlag ist das herausragende Ereignis in einer Reihe kirchengeschichtlicher Entwicklungen, deren Wurzeln deutlich vor seiner Zeit liegen und deren Fortwirken über seinen Tod hinausgeht.

Dies zu bestreiten wäre müßig. Wozu dann jedoch diese einleitenden Fragen? Sie sollen eine Sorge illustrieren, die vergangenes Jahr die renommierte Kirchenhistorikerin Dorothea Wendebourg so formulierte: Mit dem Reformationsjubiläum könnte womöglich lediglich ein „provinzsächsisches Ereignis“ gefeiert werden. Das würde eine dreifache Beschneidung des Reformationsgedenkens bedeuten: räumlich, zeitlich und konfessionell. Eine Beschneidung, an der so manchen nicht gelegen sein dürfte – auch denjenigen nicht, die sich der kulturgeschichtlichen Vielfalt der historischen deutschen Ost- und Siedlungsgebiete verpflichtet fühlen. Was bedeutet diese Beschneidung und wie wäre gegenzusteuern?

Was bedeutet die räumliche Beschneidung? Die zentralen Reformationsfeierlichkeiten werden 2017 in Mitteldeutschland stattfinden – zwischen Berlin und Wittenberg. Die Reformation ereignete sich jedoch nicht nur in den Grenzen der Bundesrepublik Deutschland. Von Hus war bereits die Rede. Auch einer der ersten protestantischen Staaten lag jenseits der Oder: das Herzogtum Preußen. Hier – in Königsberg – wurden wichtige Schriften des polnischsprachigen Protestantismus gedruckt. Danzig und Königsberg sind eng verbunden mit den protestantischen Dichtern Martin Opitz und Ambrosius Lobwasser. Für 2017 plant die EKD eine „Weltausstellung Reformation“ – hoffentlich wirft sie mehr als nur einen flüchtigen Blick Richtung Osten. Hier sind sensible Protestanten in den Gremien der Kirchen gefragt, Anregungen

zu geben und auf die Einbeziehung von Brüdern und Schwestern in Osteuropa zu achten.

Nicht minder einschneidend wären die zeitliche und konfessionelle Engführung: Die Reformationsgeschichte endet nicht mit dem 16. Jahrhundert. 1645 etwa fand das Thorner Religionsgespräch statt – über den Beitrag des Mählers Johannes Amos Comenius hierzu hat der Theologe Manfred Richter jüngst ein neues Grundlagenwerk vorgelegt. Comenius gehörte zu den Böhmisches Brüdern – aus ihrer Gemeinschaft erwachsen die heute bekannten Herrnhuter. Dies wiederum zeigt: Erben der Reformation sind nicht nur die lutherischen Kirchen. Wo bleiben die reformierten, täuferischen, freikirchlichen Strömungen? Etwa die Mennoniten, die das Danziger Werder prägten?

Schnell wird deutlich: Solche Beschneidungen würden die historische Wirklichkeit Europas verfehlen – seine historische Vielfalt und unsere Nachbarvölkern. Zu dieser Beschneidung muss es jedoch nicht kommen; es gibt positive Tendenzen: 2014 veröffentlichte die Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig, in der Reihe „Orte der Reformation“ eine Broschüre über „Königsberg und das Herzogtum Preußen“. Solche Initiativen gilt es aufzunehmen und zu fördern. Und es gilt, selbst initiativ zu werden: seitens der Vertriebenenverbände, seitens des Konventes der ehemaligen evangelischen Ostkirchen, seitens der ostdeutschen Landesmuseen. Und nicht zuletzt seitens der Union Evangelischer Kirchen – denn diese, eine der größten deutschen Kirchenbünde, steht in unmittelbarer Tradition der „Altpreußischen Union“.

Tilmann Asmus Fischer (KK)

Erschienen in: *Der Westpreuße – Unser Danzig* 2/2015

Gutmachen, was sich gutmachen lässt

Porträt Premysl Pitter

Der sudetendeutsche Fabrikant Oskar Schindler ist durch Steven Spielbergs Film in aller Welt bekannt geworden als Retter vieler jüdischer Zwangsarbeiter in der Zeit der Verfolgung und Ausbeutung durch das NS-System.

Mit dem Ende dieser Diktatur und des Zweiten

Weltkrieges war aber die Zeit der Finsternis in Mitteleuropa nicht beendet. Jetzt traf die Rache der Sieger und der vorher unterdrückten Staaten die deutsche Bevölkerung der Ostgebiete und des Sudetenlandes. Nur wenige Tschechen kritisierten die Internierung, Enteignung und Vertreibung.

Einer von ihnen war der Prager Premysl Pitter (1895–1976), der als Christ und Pazifist schon vor und während der Protektoratszeit Kinder in sozialer Not in der Kinderheimstätte Milich-Haus aufgenommen hatte, unterstützt unter anderem von Pavla Mondra, Ferdinand Krch und der Schweizerin Olga Fierz. Seine Hilfsaktion galt zunächst überlebenden jüdischen Kindern, dann auch deutschen Kindern aus tschechischen Internierungslagern unter dem Namen „Zamky“ (Schlösser), da er verschiedene Schlösser in Sanatorien umwandeln konnte. Über 800 Kindern, die Hälfte davon deutsch, wurde bis Anfang 1947 geholfen, dann griff der Staat ein, sodass Pitter nur durch seine Flucht über Berlin einer Verhaftung entging. Seiner Mitarbeiterin Olga Fierz wurde die Rückkehr in die seit 1948 kommunistische CSR verboten.

Pitter wirkte dann viele Jahre als Seelsorger im Lager Valka bei Nürnberg für ausländische Flüchtlinge. Er erhielt hohe jüdische und deutsche Auszeichnungen und den Masaryk-Orden durch Václav Havel. In Nürnberg wurde er vor der St.-Rupert-Kirche durch eine Stele geehrt.

Pitter hat 1945 und später in aller Öffentlichkeit die Gewalttaten gegen die Sudetendeutschen und deren Vertreibung verurteilt. Ich zitiere hier seine Worte aus einer Sendung im Radio Freies Europa (1964): „Eine große Schuld liegt immer noch auf unserem Volke: jene allgemeine Gefühlslosigkeit, die ... 1945 ... bei den Internierungen und Vertreibungen so viel Elend verursacht hat.“ Und anlässlich eines Besuches bei einem Kirchentag evangelischer Sudetendeutscher 1959 in Kassel: „Wir (die tschechischen Protestanten – d. Verf.) haben geschwiegen, als ihr aus eurer Heimat vertrieben wurdet.“ Es sei nötig, „mit Gottes Hilfe gutzumachen, was sich gut machen lässt ...“

Premysl Pitter war ein Vorbild in dunkler Zeit, wohl der finstersten Zeit der tschechischen Geschichte, deren Überwindung trotz vielfältiger Ansätze auch 2014 noch nicht umfassend gelungen ist.

Rüdiger Goldmann (KK)

Kunst als Heimatsuche

Aber auch dort hat er sie nicht gefunden, der ruhelose siebenbürgische europäische Maler Michael Barner

Im Rahmen einer Forschungskoooperation des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim mit dem rumänischen Harbachtalmuseum / Muzeul de Istorie Agnita (Agnetheln) und der Heimatortsgemeinschaft Agnetheln geht es um die Wiederentdeckung des gebürtigen Siebenbürger Künstlers Michael Barner.

Die Mitte März auf Schloss Horneck in Gundelsheim eröffnete Ausstellung „Michael Barner. 1881–1961. Maler, Musiker, Poet“ bildet den Abschluss eines Projektes, das federführend von Dr. Irmgard

Sedler, Vorsitzende des Trägervereins des Siebenbürgischen Museums, und Helga Lutsch, Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Agnetheln, begleitet wurde. Als Weltpremiere wurde bei der Vernissage Musik Michael Barners in Bearbeitung von Professor Heinz Acker geboten. Am Programm beteiligten sich auch der Tenor Dieter Wagner und der Liederkranz der Siebenbürger Sachsen Heilbronn.

In der Schau sind Werke aus dem Bestand des Siebenbürgischen Museums sowie aus deutschem Privatbesitz zu sehen, die zum



Farbflächen, die nicht an der Oberfläche bleiben – denn was ist das für ein Wolkengetümm hinter dem Kirchturm? Michael Barner, Ansicht von Agnetheln

Bilder, auch Titel und Seite 3: aus der Ausstellung, Siebenbürgisches Museum Gundelsheim

Großteil noch nie öffentlich ausgestellt wurden. Sie geben Einblick in das vielseitige Schaffen eines Künstlers aus Siebenbürgen, der fast in Vergessenheit geraten ist. Zu den repräsentativen Arbeiten gehören Landschaften und Porträts.

Der 1881 im siebenbürgischen Agnetheln als Sohn einer Handwerkerfamilie geborene Michael Barner besuchte die ungarische Bürgerschule in Fogarasch und absolvierte 1900 die staatliche (ungarische) Handelsmittelschule in Kronstadt. 1903/1904 war er Student mit staatlichem Stipendium an der Musterzeichenschule in Budapest. In dieser Zeit lernte er die nord-siebenbürgische Künstlerkolonie von Nagybánya/Baia Mare und die ungarische Avantgarde kennen. Es folgte eine Bildungs- und Studienreise durch Europa. Unter anderem studierte Barner an der Scuola Libera di Roma, wo er sich dem Schwerpunkt Aktzeichnen widmete. 1907 kehrte er in die Heimat zurück und zeigte seine Arbeiten im Rahmen von Einzelausstellungen in Kronstadt, Hermannstadt und Schäßburg.

Der ruhelose Künstler begab sich 1910/11 erneut auf Wanderung mit dem Ziel Niederlande. Auf dem Rückweg verbrachte er ein Studiensemester an der Kunstakademie in München. Mit seiner zweiten Einzelausstellung in Hermannstadt schaffte Barner im Jahr 1912 den Durchbruch und trat somit ins Bewusstsein der kunstinteressierten siebenbürgischen Bevölkerungsschichten.

Am Ersten Weltkrieg nahm Michael Barner als Leutnant teil, wobei seine aufstrebende Karriere als Maler eine entscheidende Wendung erlebte. Der sensible Künstler kam mit den Kriegseignissen nicht zurecht. Nach einer Gehorsamsverweigerung rettete ihn nur die Einweisung in eine Hermannstädter Nervenheilanstalt vor

dem Militärgericht. Von 1918 bis Mitte der 1930er Jahre lebte und arbeitete Barner in Berlin, kehrte jedoch nach Siebenbürgen zurück. Der mittellose Künstler lebte im Altenheim von Birthälm und verstarb 1961 in Mediasch.

Viele Grafiken und Gemälde spiegeln die Beschäftigung Barners mit den zeitgenössischen Kunstströmungen, die er während

Die fauvistischen Reflexe bleiben in Michael Barners Arbeiten auch dort erhalten, wo er Farbflächen im Spiel des Lichtes zu erzählenden Bildern und zu formalisierten Landschaften verbindet.

seiner Reisen durch Europa kennengelernt hat. Die Ölgemälde der 20er und 30er Jahre erinnern an die von der ungarischen Avantgarde in Nagybánya propagierten Landschaftsmalerei im Zeichen von Fauvismus und Dekorativismus. Die fauvistischen Reflexe bleiben in Barners Arbeiten auch dort erhalten, wo er Farbflächen im Spiel des Lichtes zu erzählenden Bildern und zu formalisierten Landschaften verbindet. Die frühen Porträts und Studien wiederum weisen auf einen begnadeten Zeichner

hin, der die Grenzen der akademischen Malerei überwindet und sich immer mehr einer expressiven Darstellung zuwendet.

Der künstlerische Nachlass von Michael Barner mit 32 Gemälden, 21 Aquarellen und 86 Zeichnungen befindet sich im Besitz des Harbachtalmuseums Agnetheln. Während des Forschungsprojektes entdeckte man noch andere Facetten des vielseitigen Künstlers. Er schrieb Gedichte in mehreren Sprachen und vertonte Verse. Namhafte Fachleute wollen den dichterischen und musikalischen Nachlass erforschen und später der Öffentlichkeit bekannt machen.

Zur aktuellen Ausstellung, die im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim bis zum 21. Juni zu besichtigen ist, gibt es einen Katalog mit dem Verzeichnis der Gemälde und Grafiken sowie mit Partituren der musikalischen Werke Michael Barners.

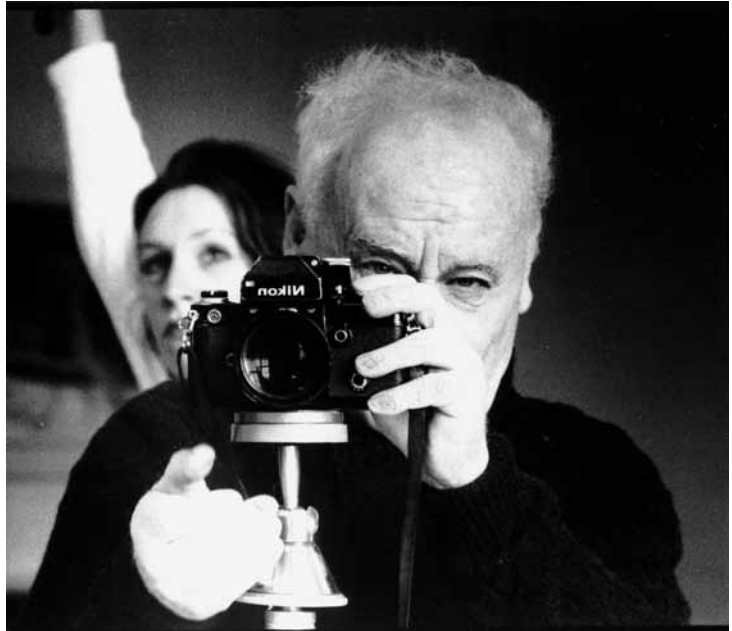
D. G. (KK)

Sein Schwarzweiß spielt alle Farben

Dieses Spiel bietet das Kunstforum Ostdeutsche Galerie mit einer Ausstellung des Lovis-Corinth-Preisträgers Stefan Moses

*Seht, auf dass ihr gesehen werdet, seht mich an, auf dass ihr euch erkennt – und folgt im Geist der Geste im Hintergrund:
Stefan Moses,
Selbst im Spiegel*

Bilder: Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg



Dem Träger des Lovis-Corinth-Preises 2014, dem aus Liegnitz/Legnica in Niederschlesien stammenden Stefan Moses (geboren 1928) ist die bis zum 31. Mai im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg laufende Ausstellung mit 222 Fotografien gewidmet. Vor allem der Langzeitzyklus über die Deutschen, aber auch Bilder von „Deutschlands Emigranten“ sowie die Reihe „Masken. Die Metamorphosen der Künstler“ machen die keineswegs alltägliche Schau aus. Am 28. Februar nahm stellvertretend die Frau des Künstlers den Lovis-Corinth-Preis entgegen.

Seit 1974 wird im zweijährigen Turnus der Lovis-Corinth-Preis verliehen, damals initiiert von der Künstlergilde Esslingen, die zu den Mitbegründern der Ostdeutschen Galerie gehört. So ist es das 40jährige Jubiläum dieses Preises, der mit 10 000 Euro dotiert ist und mit einer Ausstellung des

ausgezeichneten Künstler einhergeht. Einstimmig votierte die Jury für den Vorschlag der damaligen Leiterin der Grafischen Sammlung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Dr. Agnes Matthias, die auch bei der Pressekonferenz über den Künstler Auskunft gab. Der aktuelle Preisträger ist übrigens erst der dritte Fotograf, der diese Auszeichnung erhält. In der Ausstellung wird „das Lebenswerk eines der wichtigsten Fotografen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ gezeigt, so Agnes Matthias.

Wegen seiner jüdischen Herkunft muss Stefan Moses im Jahr 1943 das Gymnasium verlassen und beginnt im Breslauer Fotogeschäft Bittner eine Ausbildung als Fotograf. Ein Jahr später erfolgt sogar die Internierung im Zwangsarbeitslager Ostlinde, aus dem nach Grünberg verlegten Lager gelingt ihm dann aber die Flucht nach Erfurt. Mit der Gesellenprüfung im

Jahr 1947 beginnt die Karriere Moses', er wird in Weimar der damals jüngste Theaterfotograf.

Im Jahr 1950 entschließt er sich zur Umsiedlung in den Westen nach München, wo er – so Matthias – zum „wichtigsten Protagonisten der Kultur und des Künstlerlebens“ aufsteigt. Moses entwickelt die bereits früher entstandene Bildform des Erzählens weiter und arbeitet für namhafte Magazine und Illustrierte (Stern, Spiegel, magnum usw.). Auch wenn er viel unterwegs ist, als eigentliches Thema seiner Fotos kristallisiert sich „Deutschland und die Deutschen“ heraus.

Ende der 60er Jahre entscheidet er sich für eine freiberufliche Tätigkeit und entwickelt eine neue Form der Fotografie: große fotografische Porträtzyklen. Nicht mehr die statische Pose der Person steht im Vordergrund, sondern deren Verhalten in einer bestimmten Umgebung. Bis in unser Jahrhundert hinein bleibt Moses diesem Stil treu. Die deutsche Wiedervereinigung 1989/90 veranlasst ihn, seinen Bilderzyklus „Was ist der/das Deutsche“ auch in den neuen Bundesländern zu realisieren. Wobei es ihm bei dieser Reihe gleichermaßen um bekannte Personen wie um Leute mit ganz unterschiedlichen Berufen und Tätigkeiten geht.

Aus einem Zeitraum von über fünf Jahrzehnten stammt auch der Zyklus „Deutschlands Emigranten“ von Theodor W. Adorno bis Peter Zadek, der fast wie ein Lexikon zu diesem Thema wirkt und interessante Lebensgeschichten erzählt. (Nachdem er die Verfolgung durch die Nationalsozialisten überlebt hatte, überlegte Moses übrigens auch, auszuwandern.) Premiere im Kunstforum Ostdeutsche Galerie hat der Zyklus „Masken. Metamorphosen der Künstler“, bei der sich bildende Künstler (u. a. Otto Dix) hinter von ihnen selbst gefertigten Masken verstecken. Stefan Moses kann auch als Pionier der heutigen Fotobücher betrachtet werden, wobei für ihn ein Foto



Fotografische Ironie ist schön, weil sie nie verletzt. Man sieht nur, was ist, und das ist viel: Stefan Moses, Köchin aus Cottbus. Aus dem Zyklus Deutsche – Ost

nichts Festes ist. „Es darf geschnitten, gedreht und gespiegelt werden“, drückte Agnes Matthias diese Sichtweise des Preisträgers aus.

Moses' veröffentlichte Fotos sind ausschließlich schwarz-weiß und analog. Ab 1970 widmet er sich den Fotoplastiken, d. h. Collagen und Montagen eigener Fotografien. Aus dem Jahr 2003 stammen seine letzten Bilder, seither widmet er sich der Arbeit mit seinem eigenen umfangreichen Bildarchiv.

Die Ausstellung ist bis zum 31. Mai im Kunstforum Ostdeutsche Galerie zu besichtigen. Natürlich gibt es dazu einen 160seitigen Ausstellungskatalog (21 Euro) und zahlreiche Begleitveranstaltungen.

Markus Bauer (KK)

Polnischer Einspruch gegen Theodor W. Adorno

Die Diskussion zum Holocaust findet in der polnischen Literatur einen angemessenen Rahmen

Polen und Juden verbindet eine über tausendjährige Geschichte. Sie reicht von einer langen Periode der religiösen Toleranz und eines relativen Wohlstands der jüdischen Bevölkerung des Landes bis zu ihrer fast vollständigen Vernichtung während der deutschen Besetzung Polens im Zweiten Weltkrieg. Kein Wunder, dass die meiste Literatur über die Vernichtung aus diesem Land kommt. 75 Jahre nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs diskutiert Polen, wie die Literatur dieses Landes den Holocaust erzählt.

Die europäische Kultur basiere auf jüdischen und biblischen Motiven, meint der Beauftragte des Woiwodschaftsmarschalls für nationale und ethnische Minderheiten in Ermland und Masurien, Wiktor Marek Leyk. „Wir alle sind Nachkommen Abrahams, somit sind wir gewissermaßen alle Juden. Juden trugen und tragen immer noch stark zur Weltzivilisation bei. Wir entdecken ihre Spuren um uns herum, sie sind weiterhin unsere Nachbarn“, so Leyk wörtlich.

Der vorjährige Preis der Krakauer Buchmesse zeigte, dass die Themen Judentum und Holocaust in Polen immer noch lebendig sind. Mit dem nach dem polnischen Diplomaten, Geographen und Historiker Jan Długosz benannten Preis wurde das Buch „Polski teatr Zagłady“ (Krytyka Polityczna, 2014), „Das polnische Theater der Vernichtung“, von Grzegorz Niziołek geehrt. Wir lesen darin: „Den Holocaust zu erzählen ist ohne Worte wie »Spiel«, »Maske«, »Illusion«, »Regie«, »Rolle«, »Bühne«, »Kulisse«, »Tragödie«, »Opfer« nicht

Es gibt viele Bücher und Filme, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Es gibt jedoch eine Bevölkerungsgruppe, die von diesen Medien nicht erreicht wird, und das ist ein Problem.

möglich. Die Überlebenden würden sich gerne »Komödianten« nennen, die nur dank dem »Spiel« überlebt haben. Die Zeugen des Geschehens würden gerne im Schatten des Publikums versteckt bleiben. Und die Täter würden ihre Taten als »tragisch« bezeichnen, wenn man es ihnen erlaubte.“ (Alle literarischen und Buchzitate in diesem Artikel in meiner Übersetzung – A. L.) Aus theatralischer Perspektive ist alles Inszenierung. Insbesondere das Theater selbst natürlich. „Nach 1945 wurde das polnische Theater zu einem besonderen, außergewöhnlichen Zeugnis der Vernichtung“, meint Professor Niziołek aus Krakau. „Sicherlich haben nicht alle die Vernichtung persönlich gesehen, sie wussten jedoch, was auf polnischem Boden passiert ist. In avantgardistischen Inszenierungen wurde das Publikum bewusst zu dessen Zeugen gemacht. Die berühmten Inszenierungen von Tadeusz Kantor im Cricot-Theater oder von Jerzy Grotowski zeigten jedoch, wieviel die meisten verdrängt hatten und zum Beispiel den als Hinrichtungsort arrangierten Raum sowie die Folter nicht erkannten.“

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs lebten in Polen knapp dreieinhalb Millionen Juden, die größte Bevölkerungsgruppe jüdischen Glaubens in Europa. 90 Prozent von ihnen wurden von den Nazis ermordet. Die grausamen Kriegserfahrungen und auch der späteren Antisemitismus der Kommunistischen Partei wurden zum Gegenstand bedeutender Literatur.

Viele polnische Schriftsteller wuchsen im Schatten des Krieges auf. Jan Tomasz

Gross war einer der letzten Juden, die 1968 Polen verlassen haben. Sein Buch „Sasiedzi“, zu Deutsch „Die Nachbarn“, in dem er über den Mord an den Juden von Jedwabne schreibt, stieß in Polen die ersten ernsthaften Diskussionen darüber an. Seitdem sind Hunderte andere Werke entstanden. Oft fangen aber erst die Nachkriegsgenerationen an, sich mit der polnisch-jüdischen Geschichte auseinanderzusetzen, meint der Mittdreißiger Piotr Pazinski, der auch über den Holocaust schreibt: „In den polnischen Städten lebten damals oft bis zu 80 Prozent Juden. Sie sind verschwunden, aber ihre Geister sind geblieben – in den Straßen und in der Landschaft. Man kann oder will sich daran oft nicht erinnern. Aber es gibt auch welche, für die die Vergangenheit unheimlich wichtig ist, und diese betreiben eine Art Psychoanalyse.“

Viele schreiben aus gleichsam psychotherapeutischen Gründen, zum Beispiel um eine Versäumnisschuld einzulösen, wie die Reporterin Joanna Wankowska-Sobiesiak in ihrem Buch über die jüdischen Nachbarn offenbart: „Das hat mich längere Zeit verfolgt, gewissermaßen ein Trauma. Als ich die Geschichten meiner Großeltern und Eltern noch hören konnte, hatte ich weder die Zeit noch die Lust dazu. Und als ich mich dazu schließlich doch entschieden habe, lebten sie alle nicht mehr.“

Alle Protagonisten von Wankowska-Sobiesiak halfen Juden, den Krieg zu überleben. Keine andere Nation ist unter den als „Gerechte unter den Völkern“ in Israel Ausgezeichneten stärker vertreten als die Polen. Und doch stellt Dr. Bozena Keff, Literaturforscherin im Jüdischen Historischen Institut Emanuel Ringelblum, in ihrem Buch „Antysemityzm“ (Czarna Owca Verlag 2013) die These auf, Antisemitismus sei eine „nicht abgeschlossene Geschichte“. „Vorstellungen sind stärker als die Realität, als die Fakten, selbst als die eigene Erfahrung. Nicht-Juden haben doch oft einen konkreten Menschen, einen Juden, getroffen, den

sie gekannt haben, der in der Nähe gelebt hat. Doch wenn sie an einen konkreten »Juden« denken, können sie nicht diesen konkreten Menschen sehen. Sie sehen eine in ihren Köpfen festgesetzte Vorstellung, ein Klischee von den Juden im Allgemeinen“, schreibt Keff im Vorwort. „Die Lebendigkeit des polnischen Antisemitismus scheint einerseits ein absurdes Phänomen zu sein, wenn man bedenkt, dass die Juden in Polen zahlenmäßig eine unbedeutende Minderheit sind. Andererseits wird das Verhältnis zwischen Polen und Juden während des Holocausts durch die intellektuellen und wissenschaftlichen Eliten revidiert. Dies trifft aber oft auf Widerstand“, behauptet sie.

Schuld daran ist unter anderem das Bildungssystem. Es hatte der kommunistischen Ideologie zu dienen. Der Aspekt der Vernichtung wurde verallgemeinert, manipuliert oder verzerrt. Die 29-jährige Jeannine Nowak wünscht sich, dass mehr kritische Gesichtspunkte in der öffentlichen Debatte angesprochen werden: „Der Antisemitismus setzt sich von einer Generation zur anderen fort, und keiner weiß eigentlich, wieso. Größtenteils ist das Unwissen schuld daran und die Tatsache, dass wir im Alltag kaum mehr Juden treffen, um unsere Meinung über sie zu revidieren. Es gibt viele Bücher und Filme, die sich mit diesem Thema beschäftigen, und das ist gut und schön. Es gibt jedoch eine Bevölkerungsgruppe, die von diesen Medien nicht erreicht wird, und das ist ein Problem.“

Bis 1991 wurde kein bahnbrechender Kanon zur Holocaustliteratur geschaffen, sagt die Literaturanthropologin Sylwia Karolak aus Posen. Erst nach der politischen Wende 1989 entstanden allein in Polen über hundert Prosastücke, die den Holocaust zum Gegenstand haben. Polnische Schriftsteller hätten die Holocaust-Erfahrung am vielfältigsten beschrieben, unterstreicht dabei Sławomir Buryła, Professor für die Holocaust-Literatur. Buryła weist dabei ausdrücklich darauf hin, dass diese Autoren



Schrecklich, aber heilsam, das Erschrecken vor sich selbst, dargestellt auf dem Umschlag des Buches „Das polnische Theater der Vernichtung“ von Grzegorz Niziolek

Bild: der Autor

biographisch nicht direkt in die Geschichte des Holocaust verstrickt sind: „Diese Literatur ist künstlerisch und thematisch vielfältiger als die der Volksrepublik Polen. Man wollte damals eher dokumentieren. Die jüngeren Schriftsteller fühlen sich dagegen freier im Umgang mit dem Thema. Sie schreiben im Zeichen einer postmodernen Poetik. Oder sie schreiben eine Horror- und keine direkte Holocaustgeschichte, in einer fragmentarischen Albtraumsprache. So etwas war früher nicht denkbar.“

Buryłas erste wissenschaftliche Studie über „Polnische Literatur zur Vernichtung (1939–1968)“, die vom Institut für Literaturforschung der Polnischen Wissenschaftsakademie gefördert wird, zeigt, wie reich die polnische Literatur zum Holocaust ist.

„Die Vernichtung ist größtenteils auf polnischem Boden passiert, und die hiesige Gesellschaft ist unfreiwillig deren Zeuge geworden. Weder in- noch ausländischen Akademikern war bewusst, wie umfangreich die polnische Literatur zum Holocaust ist. Aufgrund von Traumata und wegen der Zensur konnte man darüber nicht offen sprechen, so hat man sich durch die Literatur ausgedrückt.“

Neben den Werken zum und über den Holocaust werden im heutigen Polen wie einst viele Bücher jüdischer Autoren publiziert. Große Verdienste hat hierbei der Krakauer Verlag Austeria, der alte und neue jiddische und hebräische Literatur publiziert. Das geschriebene Wort sei enorm wichtig in der gesellschaftlichen Bildung und der Wiederherstellung der jüdischen Kultur in Polen, meint der Verleger Wojciech Ornat: „Man sollte mit der Bildung – mit Büchern – anfangen, wenn man die Gesellschaft verändern will. Unsere Bücher erreichen die intellektuellen Eliten dieses Landes. Die meisten Werke, die wir verlegen, sind Teil der polnischen Literaturgeschichte, da viele von ihnen einen Bezug zu Polen haben. Durch die Wiederherstellung der jüdischen Literatur geben wir sie der Welt wieder.“

In der Anthologie zur „Erfahrung der Vernichtung in der polnischen Literatur 1947–1991“ von Sylwia Karolak entdeckte ich ein Gedicht des polnischen Dichters Wacław Iwaniuk: „Ich ging, um zu sehen, wo Menschen verbrannt wurden. / Ich ging, um aus der Substanz ihres Todes zu tanken. / Ich ging, um zu sehen, wie die wachsamen Erde / nach dem Ende des Schlachtens handelt. / Mein Gedächtnis ist für die Lyrik der Asche empfindlich / und kann von keinem anderen Überfluss leben.“ „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“, meinte der Philosoph Theodor W. Adorno. Auch Polen wissen es besser.

Arkadiusz Łuba (KK)

Es gilt, sich eine Stadt zu erschreiben

Wolfraud de Concini ist Stadtschreiberin der Deutschen Kulturforums östliches Europa 2015 in Pilsen

Eine vom Deutschen Kulturforum östliches Europa berufene Jury, der auch eine Vertreterin der Kulturhauptstadtgesellschaft Pilsen/Plzen 2015 sowie die tschechische Schriftstellerin Radka Denemarková angehörten, entschied sich für Wolfraud de Concini als Stadtschreiberin in Pilsen 2015. Sie setzte sich gegen 50 weitere Bewerberinnen und Bewerber durch.

Das Stadtschreiber-Stipendium des Deutschen Kulturforums östliches Europa wird im Jahr 2015 zum siebten Mal vergeben. Es soll das gemeinsame kulturelle Erbe der Deutschen und ihrer Nachbarn in jenen Regionen Mittel- und Osteuropas, in denen Deutsche gelebt haben und heute noch leben, in der Öffentlichkeit bekannt machen. Fördern soll es außergewöhnliches Engagement für gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Dialog. Vergeben wurde das Wanderstipendium bisher für Danzig/Gdansk (2009), Fünfkirchen/Pécs (2010), Reval/Tallinn (2011), Marburg an der Drau/Maribor (2012), Kaschau/Košice (2013) und Riga/Rega (2014). Das Stipendium Stadtschreiber Pilsen/Plzen 2015 wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) dotiert und vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Zusammenarbeit mit dem Programm Open A.i.R. – Artist in Residence der Kulturhauptstadtgesellschaft Plzen 2015 durchgeführt.

Wolfraud de Concini wurde 1940 in Trautenau/Trutnov im nordöstlichen Böhmen geboren und von dort 1945 mit ihrer Familie zwangsausgesiedelt. Sie studierte Philosophie, Kunstgeschichte, vergleichende Literaturwissenschaft, Romanistik und Volkskunde in München und Innsbruck. Seit 1964 lebt sie in Italien und ist als Publizistin und Fotografin tätig. Neben zahlreichen Reiseführern zu italienischen Regionen



Reflexe auf nassem Pflaster sind schön, Reflexionen auf weißem Papier aber gewiss ebenso reizvoll

Bild: Kulturforum

verwirklichte sie Publikationen und Ausstellungen über Sprachminderheiten wie Deutsche, Sinti und Roma sowie 2013 ihr Reise- und Erinnerungsbuch „Böhmen hin und zurück“.

Die Autorin wird ihren fünfmonatigen Aufenthalt in Pilsen Anfang April antreten. Während dieser Zeit führt sie ein Internetaugebuch, in dem sie über ihre Begegnungen und Beobachtungen berichtet. Wolfraud de Concini verfasst ihren Blog auf Deutsch und auf Italienisch, zudem wird es eine Übersetzung ins Tschechische geben. Über den Blog kann man mit der Autorin auch in Kontakt treten.

Wolfraud de Concini möchte sich in Pil-

sen mit der Geschichte und Gegenwart der Minderheiten – Deutsche, Juden und Roma – beschäftigen. Auch verlassene und verschwundene ehemals deutsche Dörfer in der Umgebung von Pilsen sollen Thema ihrer Texte und Fotografien sowie von Schulexkursionen werden. Weitere ge-

plante Schwerpunkte ihrer publizistischen Arbeit sind die rekonstruierten Innenräume von Adolf Loos und das Pilsener Theaterleben. Vermittelt werden sollen diese Inhalte über Zeitungsartikel, Ausstellungen und einen Fernsehfilm.

(KK)

Schmelz zum Dahinschmelzen

Die Schmidt-Steins frönen ihrer Sammelleidenschaft im Haus Schlesien

Ob gezackt, gestuft oder gebogt, die Exponate in der neuen Sonderausstellung im Haus Schlesien sind allesamt faszinierend und beeindruckend durch die Kreativität der Gestalter. Und das gilt nicht nur für leidenschaftliche Sammler, sondern auch für Besucher, die an der schlesischen

Porzellanherstellung und am Art déco interessiert sind.

Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott eröffnete Mitte März d. J. im Beisein des Sammlerehepaares Margret und Gerhard Schmidt-Stein sowie zahlreicher Gäste die Ausstellung „Als das Moderne modern wurde“. Den Einführungsvortrag hielt der Kenner und Sammler selbst, das musikalische Rahmenprogramm mit schwungvollen „Evergreens“ aus den 1920er Jahren bot das Salon-Ensemble Beda. Das Dokumentations- und Informationszentrum für schlesische Landeskunde setzt mit dieser Schau die 2014 initiierte Präsentationsreihe „Von der Erinnerung geprägt“ fort, die Sammlern und der Geschichte ihrer Kollektionen gewidmet ist.

Margret und Gerhard Schmidt-Stein aus Wuppertal sind in den Kreisen schlesischer Porzellansammler bestens bekannt. Sie haben bisher mit ihren Schätzen themenspezifische Ausstellungen sowohl im Haus Schlesien als auch im Schlesischen Museum zu Görlitz und im Oberschlesischen Landesmuseum Ratingen bereichert. Sie hatten auch Gelegenheit, herausragende Stücke ihrer Sammlung in Breslau und Troppau zu zeigen. Nachdem über viele Jahre hinweg in Zusammenarbeit mit Schmidt-Stein und anderen Sammlern schlesische Porzellanmanufakturen in



Dose aus der Porzellanfabrik Reinhold Schlegelmilch, Tillowitz

Bilder: der Autor

Königswinter mehrfach beleuchtet wurden, rücken jetzt Exponate der Art déco-Stilrichtung in den Mittelpunkt.

Bei Wikipedia ist nachzulesen, dass der Begriff Art déco (kurz für das französische *art décoratif*, „dekorative Kunst“) eine Bewegung in der Designgeschichte von etwa 1920 bis 1940 bezeichnet, die die Formgebung von Gegenständen in allen Lebensbereichen umfasste. Die Stilrichtung ist durch eine gestalterische Verbindung von Eleganz der Form, Kostbarkeit der Materialien, Stärke der Farben und Sinnlichkeit der Thematik geprägt. Wie auch in Königswinter erkennbar, sind für Art déco die stilisierten und flächigen Darstellungen floraler und organischer Motive sowie geometrischer Formen charakteristisch. Nicht zu übersehen sind dabei die Dekore, bei denen starke, reine Farben miteinander kontrastieren. Die typischen Ornamente setzen sich aus Bögen, Stufen, Winkeln und gezackten Linien zusammen, die durch stilisierte Pflanzenmotive oder figürliche Elemente aufgelockert werden.

Übrigens: Die „Exposition Internationale des Arts Décoratifs et Industriels Modernes“ 1925 in Paris verhalf dem neuen Stil zum Durchbruch. Der Titel der Ausstellung wurde später in seiner Abkürzung synonym für die Bewegung verwendet. Erst im Jahre 1966 wurde der Name Art déco geprägt und insbesondere im Kunst- und Antiquitätenhandel für den Stil übernommen, der sich gegenüber den vorhergehenden Richtungen, vor allem dem Jugendstil, absetzte.

Die beiden Sammler haben über Jahrzehnte hinweg eine umfangreiche Kollektion an schlesischem Porzellan zusammengetragen. Sie ließen es sich auch diesmal nicht nehmen, die Auswahl der Exponate für die Ausstellung in Königswinter selbst zu treffen, sich um die Beschriftungen ihrer Schmuckstücke zu kümmern und sie in den Vitrinen zu plazieren. Bei einer Vorabbesichtigung erzählten Margret und Gerhard Schmidt-Stein, wie ihre Sammel-



So anders schön, und doch vom selben Hersteller und aus derselben Zeit: Vasen

leidenschaft begann und was sie mit der öffentlichen Präsentation ihrer Schätze bezwecken. Ihr Anliegen ist, bei den Museumsbesuchern das Interesse und die Freude am schlesischen Porzellan zu wecken und zugleich den beachtlichen Beitrag Schlesiens zur Geschichte der deutschen Porzellanindustrie aufzuzeigen.

Die gebürtige Rheinländerin und der gebürtige Schlesier hatten eigentlich keine Berührungspunkte mit schlesischem Porzellan, bis eines Tages ihr Interesse durch ein Erbstück geweckt wurde. Sie beließen es jedoch nicht beim Sammeln, sondern stellten eingehende Nachforschungen zu Herkunft und Überlieferung an. So sind auch in der aktuellen Sonderausstellung im Haus Schlesien viele Exponate aus dem Besitz des Sammlerpaars nicht nur mit Hinweisen zur Herkunft und Datierung versehen, sondern auch durch frühere

Werbeanzeigen der jeweiligen Hersteller ergänzt. Beispiele dafür sind die Vasen aus dem Hause Reinhold Schlegelmilch, Tillowitz, sowie die Porzellane der Serie Koralle und der Serie Kristall aus der C. Krister Porzellanmanufaktur, Waldenburg. Das außergewöhnliche, moderne Design ist u. a. bei Erzeugnissen der Porzellanfabrik in Königszelt sowie der Firmen K. Steinmann und C. H. Tuppäck in Tiefenfurt zu entdecken.

Zu den Höhepunkten der Ausstellung zählen Exponate wie die Dose und die Konfektschale aus der Porzellanfabrik Reinhold Schlegelmilch, Tillowitz um 1925–1930, sowie das „gezackte“ Kaffee- und Teeservice aus der Striegauer Porzellanfabrik, Stanowitz 1924–1932/33.

Die Porzellanschau ist im Haus Schlesien bis zum 7. Juni 2015 zu besichtigen.

Dieter Göllner (KK)

KK-NOTIZBUCH

Der **Heinrich-Mann-Preis** 2015 der Berliner **Akademie der Künste** geht an den polnischen Dichter und Essayisten **Adam Zagajewski**. Diese Wahl trafen die Juroren Friedrich Dieckmann, Sebastian Kleinschmidt und Robert Schindel, die Preisträger des letzten Jahres. Adam Zagajewski wurde 1945 in Lemberg/Lwow geboren und lebt nach Jahren des Pariser Exils heute wieder in Krakau.

Der Cellist, Komponist und Musikwissenschaftler **Gernot Grohs** erhält den **Johann Wenzel Stamitz-Preis** 2015. Der alljährlich zu verleihende Musikpreis der **KünstlerGilde** e. V. mit Sitz in Esslingen wurde 1960 begründet mit Otto Besch als erstem Preisträger. Gernot Maria Grohs, geboren 1960 in Leipzig, stammt väterlicherseits aus Schlesien und studierte an der Musikhochschule Leipzig Violoncello, Dirigieren und Musikwissenschaft, schrieb etliche Komponisten-Biographien und leitet gegenwärtig die Musikschule in Weimar. Die Preisverleihung findet am 19.

Juni in Weimar statt, verbunden mit einer weiteren Uraufführung des Komponisten.

Von April bis Juli will sich das **Deutsche Kulturforum östliches Europa** an vierzehn Abenden im Rahmen einer erstmals gemeinsam mit Instituten der **Universität Potsdam** durchgeführten **Ringvorlesung** mit dem **Jahr 1945 und den Folgen des Kriegsendes für das östliche Europa** auseinandersetzen. Dabei stehen neben Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den verschiedenen Regionen vor allem Fragen der Wiederbesiedlung und kulturellen Aneignung dieser Gebiete im Vordergrund. Die Themen der Ringvorlesung reichen von der Wiederbesiedlung der Sudeten, etwa in der bestürzenden Interpretation durch den tschechischen Künstler Lukás Houdek, bis hin zum Museum des Zweiten Weltkriegs, das in Danzig/Gdansk entsteht. Einzelheiten zu den Veranstaltungen gibt es unter www.kulturforum.info und Telefon 0331/200980.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**